

Tagungsabschluss

Gedanken von Jürg Jegge

Vor ein paar Monaten fuhr ich in Wien mit der U-Bahn vom Stadtzentrum in die Vorstadt hinaus. Es herrschte Feierabendverkehr, die Züge waren rappellvoll. Mir gegenüber hatten sich zwei freundliche, korpulente Herren ins Abteil gezwängt; jeder verzehrte mit Inbrunst eine Leberkäse-Semmel. Je weiter sich der Zug vom Zentrum entfernte, desto geringer wurde das Gedränge. Schliesslich sassen nur noch ein paar wenige Leute im Wagen. Meine beiden Nachbarn hatten inzwischen ihre Semmeln zur Gänze vertilgt. Sie wischten sich sorgfältig Mund und Hände mit ihren Taschentüchern ab. Dann standen sie auf, kramten ihre Dienstmarke hervor und begannen, die Fahrscheine zu kontrollieren.

Meine beiden Fahrscheinkontrolleure verkörpern ein Auslaufmodell. Heutige Arbeitnehmer sehen anders aus. Die spielen das Spiel nach den vorgegebenen Regeln. Sie sind loyal gegenüber ihrem Auftraggeber, machen sein Anliegen zu dem ihren, sind zuverlässig und mit Einsatz und Eifer bei der Sache. Ihre eigenen Bedürfnisse stellen sie weit hinten an. Sie sind flexibel, mobil und effizient beim Ausüben ihrer Tätigkeit. Und was die viel besungene Kommunikations- und Teamfähigkeit betrifft, so ist damit selbstverständlich nicht gemeint, dass man sich mit dem Arbeitskollegen oder gar mit Schwarzfahrern solidarisiert. Vor allem aber fehlt diesen beiden etwas ganz Entscheidendes: Der Wille, gemeinsam oder allein besser zu sein als die andern Fallensteller; mehr und immer mehr Schwarzfahrer zu fangen. Nein, mit diesen beiden Exemplaren der Gattung „das unternehmerische Selbst“ ist kein Staat zu machen, als „Ich-AG“ würde jeder von ihnen sofort in Konkurs gehen.

Aber knöpfen wir es uns vor, zur näheren Betrachtung, dieses „unternehmerische Selbst“, das die Arbeitswelt der gegenwärtigen Neuzeit bevölkert. Seine auffallendsten Eigenschaften habe ich beschrieben: Es ist all das, was meinen Wiener Fahrscheinkontrolleuren fehlt. Die belgischen Erziehungswissenschaftler Jan Masschelein und Maarten Simons gehen noch etwas näher an dieses seltsame Subjekt heran, wenn auch auf eine etwas theoretische Weise: „Sich selbst gegenüber nimmt es eine kritisch-objektivierende Haltung ein. Um Schritt zu halten und zu überleben, ist es notwendig, die eigenen „Ressourcen“ zu kennen, sie zu nutzen und zu entwickeln, sich strategische Ziele zu setzen und sich diesen anzupassen, auf der Grundlage permanenter Evaluation nach Optimierung zu streben, die Initiative zu ergreifen anstatt lediglich zu reagieren, sich flexibel auf neue Forderungen und sich ändernde Bedingungen einzustellen. Dies alles selbstverständlich flankiert von einer ganzen Reihe von Experten, Instanzen und Behörden, die behaupten, dass das Selbst bei Anwendung wissenschaftlicher Erkenntnisse und professioneller Techniken ein besseres und glücklicheres Leben führen würde“.

Eines ist klar: Mit solchen Figuren ist mehr Staat zu machen als mit meinen beiden Wiener Reisekameraden.

Es ist mit ihnen auch mehr Geld zu machen. Die Ich-AG ist der ideale Arbeitsekel des Neoliberalismus. Lässt man die wohltonenden theoretischen Grundlegungen beiseite, ist der Neoliberalismus nichts anderes als ein politisches Projekt, das den Wirtschaftsunternehmen eine möglichst grosse Freiheit lässt. Umweltaspekte, soziale Gesichtspunkte, Verpflichtungen zur Ausbildung (z.B. mit der Bereitstellung von Lehrplätzen), stadt- und landschaftsplanerische Überlegungen und dergleichen gelten dabei eher als „Hindernisse“, auf jeden Fall kommen sie erst in zweiter Linie. Aber auch für die Ich-AG gilt: „Wenn man durch Arbeit reich werden könnte, würde die Mühle dem Esel gehören.“ Doch lässt sich nicht nur mit der Arbeit des Esels Geld verdienen. Man kann auch die Effizienz dieser Arbeit steigern, den Esel antreiben, mehr zu arbeiten als die anderen Esel. Und: Man kann die weniger effizienten Esel überflüssig machen, sie auf eine karge Weide in die Freiheit vertreiben. Und wohin geht all das mit Effizienz verdiente Geld, wenn's die Esel nicht kriegen? Die Mühle ist längst eine Aktiengesellschaft, womöglich eine

international tätige. Man braucht bloss die von Zeit zu Zeit veröffentlichten Erfolgsmeldungen auf den Wirtschaftsseiten zu lesen, um zu sehen: Das Geld bekommen die Besitzer oder die Grossaktionäre der Mühle und die obersten Mahlknechte. Es mag einfältig klingen, und ist doch so: Egal, ob man in dieser Mühle mahlt, Dienstleistungen anbietet oder Geld herumschiebt - wenn sie dort nicht noch heimlich im Keller eine Falschmünzerei betreiben, müssen ihre Gewinne zu einem guten Teil aus der Arbeit der verbliebenen und der Nichtarbeit der vertriebenen Esel stammen.

Was aber treibt die Esel zur Arbeit an?

Hier wollen wir aus dem beschaulichen Mühlenbild aussteigen. Ganz ernsthaft: Was in aller Welt bringt all diese „unternehmerischen Selbste“ dazu, ihre „Humanressourcen“ fast uneingeschränkt zur Verfügung zu stellen, sprich: Sich zu schinden für Leute, die damit unglaubliche Gewinne einfahren und sie doch bei nächster Gelegenheit auf die Strasse stellen? Vier Antworten fallen mir dazu ein:

1. Die Leute müssen sich ihren Lebensunterhalt verdienen. Die wenigsten sind Erbtanten derart reich gesegnet, dass das nicht notwendig ist.
2. Sie möchten später einmal zu dort landen, wo das Geld hinfließt. Geld ist der einzige Stoff, der nach oben fließt. Natürlich sind dort oben lange nicht so viele Plätze frei, wie unten aufstiegswillige junge Menschen am Kraxeln sind. Aber das führt nur dazu, dass die umso eifriger kraxeln. Und dass sie ihre Mitkraxler als Konkurrenten erleben, die ihnen die spärlichen Plätze streitig machen. Sie müssen also einsatzfreudiger und kommunikativer kraxeln als die andern.
3. Sie fürchten, ihre Arbeit zu verlieren, dereinst zu den Armen oder gar zu den Obdachlosen zu gehören, wenn sie nicht genügend effizient, zuverlässig und flexibel sind. Diese Angst teilen sie mit tausenden von anderen Ich-AGs, abhängigen und scheinbar unabhängigen.

Schliesslich: Sie haben all das verinnerlicht. Es ist ihnen in Fleisch und Blut, und, schlimmer noch, in Hirn und Seele eingedrungen. An dieser Verinnerlichung arbeitet wirkungsvoll und mit zunehmendem Eifer eine uns wohlbekannte Institution: *die Schule*.

In der Schule findet gegenwärtig ein ziemlich dramatischer Umbau statt. Ist Ihnen aufgefallen, wie oft Schulfachleute aller Art von der Schule als „Baustelle“ reden? Tatsächlich: Die Schule, vom Kindergarten bis zur Universität, wird umgebaut; umgebaut zum Fitness-Center für die Arbeitsekel des Neoliberalismus. Die zukünftigen „unternehmerischen Selbste“ holen sich dort ihre „Kernkompetenzen“ und ihre „Qualifikation“. Zugleich soll auch die Schule zum Unternehmen werden, das unter Effektivitäts- und Effizienzgesichtspunkten, orientiert an betriebswirtschaftlichen Kriterien, mit Techniken der Personalführung gesteuert wird.

Erstes Beispiel: die teilautonome Volksschule. Der Titel stimmt: Die Lehrpersonen haben tatsächlich einen Teil ihrer Autonomie verloren. In vielen Schulhäusern ist denn auch Ernüchterung spürbar. Allerdings wird das Problem bei Misslingen meist auf der persönlichen Ebene abgehandelt. Wo der Umbau nicht klappen will, ist der Schulleiter schuld und wird zur Strafe „gemobbt“. Wo er klappt, wird die Idee der geleiteten Schule als grossartige Errungenschaft gelobt. Wenigstens hier werden für einmal die Gewinne sozialisiert und die Verluste privatisiert.

Das ist freilich keine Spezialität der Volksschule. Steckte man früher einem Dozenten der Pädagogik oder Sozialarbeit ein Thema für eine wissenschaftliche Untersuchung, so bedankte sich der für die gute Idee und sagte, seine Studentinnen würden dabei bestimmt etwas lernen. Heute kriegt er rote Ohren und meint, der Gedanke sei ja gut, aber er brauche einen Auftrag und jemanden, der die Untersuchung bezahle. Und es ist deutlich seine Verlegenheit über dieses ergreifende Exempel wissenschaftlicher Freiheit zu spüren.

Beispiel zwei: die neu einzuführenden Bildungsstandards. Ich erzähle da nichts Neues: Am Ende des 2., des 6. und des 9. Schuljahres sollen alle Schweizer Schüler in den Kernfächern einem Test

unterzogen und darauf geprüft werden, ob ihr Wissen einem festgelegten Mindeststandard entspricht. Damit wird ein landesweites Kontrollinstrument geschaffen, von dem uns niemand, weder die Bildungspolitiker noch die beteiligten Wissenschaftler, verbindlich erklären kann, wie und gegen wen es angewendet wird.

Das sind keineswegs Nachtgedanken schweissnasser Paranoiker. In einem Interview mit der „NZZ am Sonntag“ machte selbst ein Mitglied des wissenschaftlichen Beirats von HarmoS auf die Gefahren dieser Unternehmung aufmerksam: „Braucht man Standard-Testresultate (...), um Lehrer oder Schulen zu belohnen oder zu bestrafen? (...) Es kann dazu führen, dass sich der Unterricht auf eine Art Drill in den Testfächern verengt. Es führt sogar zu Betrug, wenn zum Beispiel schlechte Schüler zufällig am Testtag ‚krank‘ sind oder in Sonderschulen abgeschoben werden - all dies kennt man aus Erfahrungen in anderen Ländern. Die Politik muss deshalb ganz klar stellen, was mit den Ergebnissen (...) passieren soll.“ Und auf die Frage: „Ist das noch nicht klar?“ antwortet der Wissenschaftler: „Nein, leider noch nicht.“

Aber die Erfahrung zeigt: Von dem, was man uns im Schulwesen anhand einer lustigen, farbigen Powerpointpräsentation vorgeschwärmt hat, halten wir nach Schluss der Veranstaltung meist eine graue Schwarzweisskopie in Händen. Das jüngste Beispiel ist der Fremdsprachenunterricht in der Primarschule. Da erzählte man uns, dass er ganz spielerisch vor sich gehen werde. Und wenige Jahre später erteilt man Noten. Damit dem Fach die gebührende Beachtung zuteil werde. Nein, wenn so ein Kontrollinstrument bereitsteht, wird es auch angewendet. Die Erde ist keine Scheibe.

Drittes Beispiel: das neue Zeugnis für die Primarschule des Kantons Zürich (ähnliche Zeugnisse sind in vielen andern Kantonen ebenfalls unterwegs):

Interessant ist vor allem die Beurteilung des Verhaltens. Da erscheinen unter dem Titel *Arbeits- und Lernverhalten* sowie *Sozialverhalten* folgende Kategorien:

- Erscheint pünktlich und ordnungsgemäss zum Unterricht,
 - Beteiligt sich aktiv am Unterricht,
 - Arbeitet konzentriert und ausdauernd,
 - Gestaltet Arbeiten sorgfältig und zuverlässig,
 - Kann mit anderen zusammenarbeiten,
 - Schätzt die eigene Leistungsfähigkeit realistisch ein,
 - Akzeptiert die Regeln des schulischen Zusammenlebens,
 - Begegnet den Lehrpersonen und den Mitschülerinnen und Mitschülern respektvoll.
- Bei all diesen Punkten stehen vier Felder zum Ankreuzen, von „Trifft zu“ bis „Trifft nicht zu“.

Das erinnert an die Mitteilung auf der Comellaflasche:

1000 ml enthalten ca.

Energie	270 kj (63 kcal)
Eiweiss	3,5 g
Kohlenhydrate	10 g
usw.	

Es handelt sich bei diesem Zeugnis um eine Produktinformation. Informiert wird genau über jene Fähigkeiten, die das unternehmerische Selbst aufweisen muss. Es ist natürlich im Sinne des Konsumenten, hier des zukünftigen Ausbildners oder Arbeitgebers, wenn der über die Qualität der angelieferten Ware möglichst genau informiert wird. Aber mit diesen Kategorien einem jungen Menschen gerecht zu werden, ist eine ziemlich verzweifelte Angelegenheit. Das leistete auch das alte Zeugnis nicht, mit seinen drei Verhaltensrubriken „Betragen“, „Fleiss und Pflichterfüllung“ sowie „Ordnung und Reinlichkeit“. Aber da war es offensichtlich, während hier die Beurteilung scheinbar differenziert daherkommt und doch den Menschen nicht zu erfassen vermag. Eine solche Festschreibung ist nur schon deshalb eine Anmassung, weil Menschen sich entwickeln. Wenn ich mich erinnere, was für ein seltsames Geschöpf ich selber in diesem Alter war! Zu meinem Glück hat das nie ein Lehrer festgehalten. Zudem sind weitaus die meisten dieser

Kategorien mindestens ebenso ein Qualitätsmerkmal für die Lehrperson wie für die Schüler. Wir alle kennen Kinder, die nach einem Lehrerwechsel wie ausgewechselt waren.

Ein viertes Beispiel ist die zunehmende Auffächerung in Schultypen und Niveaus und die damit verknüpfte Vorverteilung von Lebenschancen. Es genügt nicht, das Richtige innerhalb einer vorgeschriebenen Zeit erlernt zu haben. Man muss es sich auch am richtigen Ort angeeignet haben. Sonst bekommt man dafür kein Zertifikat und bleibt ein Leben lang unprofessionell.

So ist man gerade dabei, in der Kindergärtnerinnen-Ausbildung den Nachkommenden das Nachkommen zu erschweren: die Matura wird zur Voraussetzung. Mit Qualitätssteigerung hat das nichts zu tun. Das Geschick im Umgang mit Kindern ist nicht matura-abhängig. Aber unzähligen Menschen wird auf diese Weise eine biografische Chance genommen, eine Möglichkeit, sein Leben auf eine gute Bahn zu bringen. Besser: Diese Chance ist nur mehr mit zusätzlichen Verrenkungen zu erreichen, und zu denen haben nicht alle jungen Leute Zugang.

Damit hätten wir das Fitnessprogramm beisammen. Es besteht im Wesentlichen aus fünf Diktaten:

1. Das Diktat der Ökonomie.

Dies ist gewissermassen das Grunddiktat, auf dem die vier andern fussen. Der neoliberale Staat soll finanziell abgespeckt werden. Da hat die Bildung, wie die Kultur oder das Soziale, ihren Beitrag zu leisten. Besser gesagt: da werden weniger Beiträge geleistet. Bei der sogenannten Autonomie etwa handelt es sich schlicht um eine Mängelverwaltung. Und es ist allemal bequemer, die Lehrerschaft beschäftigt sich mit dem Mobben des Schulleiters, als dass sie den Mangel benennt und womöglich ein politisches Problem daraus macht.

2. Das Diktat der Effizienz.

Leistung ist „Arbeit pro Zeiteinheit“. Dieses „pro Zeiteinheit“ bedeutet oft genug eine Abwertung der Arbeit. Die ist meist ungerechtfertigt. Mozart hat pro Dekade seines Lebens im Schnitt 10,8 Sinfonien geschrieben, Haydn gar deren 12,4 – aber Beethoven, diese Flasche, brachte es nur auf 1,6. So etwas ist zwar offenbar Blödsinn, aber sobald es um die Schule geht, wird daraus blutiger Ernst.

Nach zwanzig Jahren Schuldienst und zwanzig Jahren Märtplatz bin ich heute überzeugt: Die meisten der sogenannten „schulischen Schwächen“ sind ganz normale Fähigkeiten, die nicht die nötige Zeit bekommen haben, sich ausreichend zu entwickeln. Es gibt keine einzige Untersuchung, die beweist, dass Leute, die für das Erlernen ihres Berufs mehr Zeit brauchten als andere, später schlechtere Berufsleute wurden. Aber ich weiss von vielen Einzelfällen, die das Gegenteil belegen.

René ist einer von ihnen. Aufgewachsen ist er in einem Sonderschulheim, wegen „Schwachbegabung“. Schon früh fiel er durch ausgesprochene Halsstarrigkeit auf. Gegen Ende seiner Schulzeit wurde ihm mitgeteilt, dass er nie die Fähigkeit zum Bestehen einer Berufslehre habe. Er wollte eigentlich Töpfer werden; im Heim schlug man ihm als Anschlusslösung eine Einarbeitung als Drahtwickler vor. Er aber blieb stur bei seinem Berufswunsch. Schliesslich erkämpfte er sich eine Lehrstelle. Die Lehre gestaltete sich äusserst schwierig. Drei Mal musste er zur Abschlussprüfung antreten. Vor der dritten Prüfung fragte ihn der Experte: „Was werden Sie tun, wenn Sie diesmal wieder durchfallen?“ Er antwortete: „Dann sehen Sie mich in drei Jahren wieder.“ So stand das nämlich im Prüfungsreglement. Er bestand die Prüfung, und er weiss bis heute nicht, ob wegen seiner Leistung oder wegen dieser Drohung. Heute ist er Töpfer-Lehrmeister bei uns am Märtplatz. Parallel dazu macht er, mit seinen 48 Jahren, berufsbegleitend die Ausbildung als Keramiker, an der Fachschule für Gestaltung in Bern. Er, der ehemalige Sonderschüler, hat im Zeugnis bisher keine Note unter fünf aufzuweisen.

Geschichten wie die Renés sind eher selten. Selten kommen Sturheit und Glück derart glücklich zueinander. Viel, viel öfter wird so eine Entwicklung auf einer niedrigeren Stufe gewissermassen

„einbetoniert“. In jeder Sek-B-Klasse sitzen Kinder, die eigentlich hoch sensibel und eher intellektuell ausgerichtet wären, und die weder die Gelegenheit noch die Zeit bekommen haben, ihre Sensibilität und ihre Intellektualität zu erfahren und zu entwickeln. Und die dabei ziemlich unglücklich sind, weil sie sehr viel „ungelebtes Leben“ mit sich herumschleppen.

3. Das Diktat der Konkurrenz

Pädagogisch gesehen geht es beim ganzen neoliberalen Fitnessprogramm um die Fabrikation der Ich-AG, um ihre *permanente Optimierung auf der Grundlage stetiger und differenzierter Evaluation*. Mit anderen Worten: Es geht um die Implantierung des Konkurrenzgedankens in die Gehirne und in die Seelen, die der Kinder wie die der Schulfachleute. Gib mir heute meinen täglichen Sieg über andere. Denn: Einfach so, als ein Mensch, bin ich noch nichts. Erst das Ranking, das Zeugnis, der Standard-Test weist mir meinen Platz in der Welt zu. Der Einwand, im Zeugnisformular stehe immerhin die Rubrik „kann mit andern zusammenarbeiten“, zieht nicht. Mit dieser Zusammenarbeit ist ja nicht das Einflüstern oder Abschreiben gemeint. Vielmehr geht es darum, dass die eigene Gruppe andere Gruppen übertrumpft.

Aber: Jede Konkurrenz erzeugt naturgemäss Verlierer. Damit erzeugt sie zugleich die Angst, zu den Verlierern zu gehören. Diese Angst kann in den Seelen dreierlei anrichten: Sie kann ein Antrieb zur Leistung sein, ein sogenannt „gesunder“ Antrieb – bis er über die Kräfte des betreffenden Menschen geht. Sie kann diesen Menschen auch lähmen. Oder sie kann ihn dazu treiben, „alternative“ Leistungen zu vollbringen. Dies ist auf jedem Pausenplatz zu beobachten: Kinder, die in der Schulstunde nicht ausreichend zur Geltung kamen, spielen sich hier auf und werden womöglich „gewalttätig“.

4. Das Diktat der Konformität

Hier liegt eine Erklärung eines Phänomens, das schweizweit viele irritiert: der „Vormarsch der Mädchen“ in der Schule. Der Kinderarzt Remo Largo: *Es geht um die Bildungserfolge von Buben und Mädchen, und diese klaffen Jahr für Jahr weiter auseinander. Beispiel Maturaabschluss im Kanton Zürich. 1988 war diese Quote noch ausgeglichen, seither ist sie bei den Mädchen im Jahr 2006 kontinuierlich auf 60 Prozent gestiegen und bei den Knaben auf 40 Prozent gesunken. Die Geschlechterschere tut sich nicht erst im Gymnasium auf. Sie zeigt sich schon im Kindergarten.*

Zusammenfassend: *Der gute Schüler von heute ist ein Mädchen.*¹ Er führt dafür Gründe an: Zum einen reifen die Mädchen zunächst rascher als die Buben. Dann hätten die Mädchen eine höhere Sprachkompetenz, und die werde in der Schule stärker gewertet als andere Fähigkeiten. Und schliesslich: *Mädchen sind fleissiger, zuverlässiger und angepasster. Buben sind erzieherisch aufwendiger. Geht es um Ordnung, Fleiss und Pünktlichkeit, haben Buben zum vorneherein verloren.* Das war aber alles schon immer so. Mir scheint, diese Schere ist vor allem ein Hinweis darauf, dass der Zwang zur Konformität in der Schule zugenommen hat. Buben bleiben immer öfter in irgend einem Regelwerk hängen.

5. Das Diktat des Professionalismus.

Nein, ich bin nicht gegen *Professionalität*. Kein vernünftiger Mensch kann etwas dagegen haben, dass Menschen, die eine bestimmte Arbeit erledigen, diese auch beherrschen. Aber ich bin gegen den um sich greifenden *Professionalismus*. Ich bin dagegen, dass es für alle und jede Arbeit ganz genau vorgeschriebene Arbeitsgänge und Abschlüsse braucht. Und dass das Erringen dieser Abschlüsse immer anspruchsvoller wird. Einige Beispiele habe ich bereits angeführt: die Kindergärtnerinnen, die Sozialarbeiter.

Was geht hier vor sich? Auf der einen Seite handelt es sich schlicht um eine Umverteilung von Lebenschancen. Immer mehr drängen Leute mit guten Schulabschlüssen auf den Markt. Da müssen Ausbildungen für die reserviert bleiben, die eine „bessere“ Vorbildung hinter sich haben. Auf der andern Seite sind immer mehr Schul-Unternehmen gezwungen, selbst auf dem selben

¹ Remo Largo, Interview im „Magazin“, 12.01.08

Markt Gelder aufzutreiben. So erfinden sie eben neue Ausbildungsgänge, neue Nachdiplome: künstlerisches Gestalten im Altersheim, Kulturvermittlung in sozialen Institutionen. Der Künstler aus der Nachbarschaft, der bisher am Mittwochnachmittag in der Schule oder im Heim mit den Leuten gemalt hat, darf das plötzlich nicht mehr. Er arbeitet unprofessionell, es fehlt ihm das neu geschaffene Zertifikat. Und ohne dieses bekommt seine Institution keine finanzielle Unterstützung für diese zusätzliche Veranstaltung.

Dieser Vorgang hat gleich zwei miserable Auswirkungen. Zum einen werden auf diese Weise unzähligen, vor allem jungen Menschen biografische Chancen genommen und nach oben umverteilt. Davon war bereits die Rede. Aber: Biografische Hoffnungslosigkeit kann leicht in Depression umschlagen. Viele unserer Märtplätzer sind tief innen überzeugt, dass für sie in der grossen weiten Welt kein Platz sein wird. Das wirkt sich nur schon auf den Erfolg beim Lernen des Beruf äusserst hinderlich aus.

Diese Hoffnungslosigkeit schlägt aber auch in Gewalt um. Viele Studien zeigen, dass „Schülergewalt“ in Sonderschulen weit häufiger vorkommt als an Gymnasien. Das bedeutet: Je klarer es ist, dass die jungen Menschen einmal zu den Verlierern unserer Gesellschaft gehören werden, desto eher neigen sie zu Gewalt.

Diese fünf Diktate treten kaum je einzeln auf. Vielmehr wirken sie meist auf ergreifende Weise zusammen. Ich möchte Ihnen das an einem Beispiel zeigen. Bei uns am Märtplatz flatterte ein Brief der Berufsschule auf den Tisch:

Leider hat das Mittelschul- und Berufsbildungsamt aus Spargründen die fakultative Zwischenprüfung für die vierjährige Lehre abgeschafft. Sie diente bekanntlich dazu, den Ausbildungsstand bei den kritischen Lehrverhältnissen zu überprüfen und wenn nötig Massnahmen für die Verbesserung der Situation zu treffen. Da diese Möglichkeit nicht mehr gegeben ist, müssen andere Wege für die Beurteilung des Lernfortschrittes gefunden werden. Neu werden die Zeugnisnoten aus dem berufskundlichen Unterricht auch in das Qualifikationsverfahren (früher Lehrabschlussprüfung) einbezogen. Deshalb erlangen die Zeugnisnoten aus dem berufskundlichen Unterricht für die Standortbestimmung eine zusätzliche Bedeutung.

Als Richtwerte zur Beurteilung stellen wir auf folgende Notendurchschnitte aus dem berufskundlichen Unterricht ab:

Durchschnitt über 4,3:

Die Leistungsziele wurden im Wesentlichen erreicht. Es müssen aus schulischer Sicht keine Massnahmen getroffen werden.

Durchschnitt zwischen 4,0 und 4,3:

Die Leistungsziele wurden nur zum Teil erreicht und das Erreichen des nötigen Qualifikationsniveaus zur Fortsetzung des gewählten Berufs ist in Frage gestellt. Es wäre angebracht, dem Lernenden klar zu machen, dass die erbrachten Leistungen zur erfolgreichen Fortsetzung der Ausbildung nur knapp genügen und eine Umwandlung in eine drei- resp. zweijährige Ausbildung in Betracht gezogen werden muss. Wir empfehlen eine schriftliche Vereinbarung mit Kopie an das Amt für Berufsbildung.

Durchschnitt unter 4,0:

Die Leistungsziele wurden im Wesentlichen nicht erreicht und das Erreichen des nötigen Qualifikationsniveaus für die erfolgreiche Fortsetzung der Ausbildung erscheint unwahrscheinlich. Wenn nicht triftige Gründe zur Annahme vorliegen, dass sich die Situation schnell, deutlich und nachhaltig verbessert, ist eine Fortsetzung des Lehrverhältnisses nicht empfehlenswert.

Also: Das Mittelschul- und Berufsbildungsamt muss sparen. Es schafft die Zwischenprüfung ab, übrigens nicht nur für die vierjährigen Ausbildungen. Es hat sich dabei, davon bin ich überzeugt, die Sache nicht leicht gemacht und eine möglichst wenig einschneidende Massnahme getroffen. Nur ist die immer noch einschneidend genug.

Mit dieser Zwischenprüfung hat man, auch die Berufsschule beklagt dies, die Möglichkeit einer beruflichen Standortbestimmung abgeschafft. Statt dessen werden die Berufskundennoten bei der

Abschlussprüfung miteinbezogen. Hier werden gesunde Äpfel durch faule Birnen ersetzt: Nehmen wir den Fall eines jungen Menschen, der beruflich sehr tüchtig ist, aber mit der Schule Mühe hat. Seine Schwierigkeiten sind nicht so gross, dass man die weniger anspruchsvolle Attestausbildung ins Auge fassen müsste, aber sie sind eben doch spürbar – eine Geschichte, wie sie im Kanton bestimmt Dutzende Male vorkommt. Da die praktische Prüfung schliesslich doppelt zählt, hat dieser junge Mensch eine reelle Chance, den Berufsabschluss zu bestehen, wenn er mit etwas Glück und viel Anstrengung den Vierer in Berufskunde ebenfalls schafft.

Nehmen wir zusätzlich an, er befinde sich gerade in einer (meinetwegen pubertären) Krise. Auch das soll ja vorkommen. Er erreicht eine schwache Note im Zeugnis. Jetzt bekommt er den vollen Charme des neoliberalen Fitnessprogramms zu spüren. Die heutige schwache Note beeinflusst bereits das Resultat der zukünftigen Abschlussprüfung mit (die Schultauglichkeit wird also aufgewertet), seine Krise soll sich „schnell, deutlich und nachhaltig“ bessern (Zeitdiktat), man legt ihm eine schriftliche Vereinbarung vor mit Kopie ans Amt (Kontrolle), und zu allem Überfluss nimmt man vereinfachend gleich an, dass sich seine Note weiter verschlechtern wird. Denn: Die Note 4 bedeutet nach Definition „den Mindestanforderungen entsprechend“ und nicht „die Leistungsziele wurden nur zum Teil erreicht“ (Effizienz).

Sowieso ginge es auch anders. Schon der Lehrmeister, aber auch die Berufsschullehrerin könnten sich sagen: „Aus einer Krise kann man wieder herausfinden. Lassen wir ihm noch etwas Zeit und versuchen wir, ihm herauszuhelfen.“ Warum tun sie's nicht? Der Lehrmeister fürchtet, zum Schluss als schlechter Ausbilder dazustehen (Konkurrenz). Die Berufsschullehrerin steht ohnehin unter Kontrolle. Wenn sich aber alle an den vorgeschlagenen Ablauf halten (Konformität), haben wir zum Schluss eine vorerst kaputte Berufslaufbahn, im schlimmsten, gar nicht seltenen Fall einen beschädigten Menschen.

Und wie bekommt dieses Fitnessstraining den Primarschülern? Sie reagieren sehr unterschiedlich. Da gibt es schon solche, die gestärkt daraus hervorgehen. Das dürften die etwas über 40% der Drittklässler sein, die noch keine schulische oder therapeutische Unterstützung brauchten. Andere kauen an Bleistiften, an den Fingernägeln, an der Seele. Oder sie stumpfen sich ab und werden beschulungsresistent. Und einige schlagen los, dumpf gegen irgend etwas, das sie zwingt, die einen; gezielt gegen die vorhandene Vertreterin des Leistungsprinzips die andern. Aber, und das scheint mir wichtig: Es betrifft mittlerweile mehr als die Hälfte aller Kinder.

So. Und jetzt wollen wir uns noch einmal dem unternehmerischen Selbst zuwenden. Ich bin ja nicht eben freundlich mit ihm umgegangen. Ich habe es öffentlich seziert und auch noch einen Esel geheissen. Aber das unternehmerische Selbst ist kein Mensch, sondern ein Leitbild, eine uns aufgezwungene Zielvereinbarung darüber, wie wir zu sein und wohin wir zu erziehen haben. Und dies, damit die Mühlen des Neoliberalismus noch reibungsloser klappern. Der Zwang zu dieser Zielvereinbarung wird zusehends stärker. Menschen aber - Menschen sind anders. Sie sind vor allem fehlerhafter. Sie sind nur beschränkt optimierbar, nicht allzeit funktionstüchtig, anfällig für Ängste vielfältiger Art. Ausserdem scheinen die meisten ein tief sitzendes Bedürfnis nach menschlicher Solidarität zu haben. Alles Dinge, die bei der Ich-AG nicht vorgesehen sind.

Ein Freund philosophierte kürzlich gegen Mitternacht im Wirtshaus: „Der liebe Gott ist gerecht. Wenn er dir das eine Bein kürzer wachsen lässt, macht er dafür das andere etwas länger.“ Man ist vielleicht trotzdem gut beraten, in einem solchen Fall es nicht bei dieser Art von Gerechtigkeit bewenden zu lassen, sondern den Orthopäden aufzusuchen, der einem für das kürzere Bein eine dickere Schuhsohle anpasst. Was aber tun wir in unserem Fall, wir, die wir die Fitnessstrainer der neoliberalen Arbeitseisel sein sollten?

Zum ersten plädiere ich für eine *Kultur der kleinen menschlichen Regungen*.

Die Wirtin, die ihr Lokal sorgfältig führt, so dass sich die Gäste darin wirklich wohlfühlen, der Billettkontrollleur, der einen armen Teufel von Schwarzfahrer laufen lässt, die Lehrerin, die einen schwachen Schüler in die nächste Klasse mitnimmt oder bei der Produktinformation ihr Kreuzlein etwas weiter vorne macht als im Ärger geplant ... Sie alle tragen zur Vermehrung der

menschlichen Solidarität und damit zur *Freundlichkeit der Welt* bei. Vielleicht sind meine beiden Wiener Fahrscheinkontrolleure gar keine Auslaufmodelle, sondern Pioniere dieser Freundlichkeit. Sie zeigen uns vor, wie das geht: Einen Auftrag erfüllen, ohne größeren Schaden anzurichten, bei anderen und bei sich selber.

Denn zweitens, meine ich, geht es darum, diese Freundlichkeit ganz entschlossen in die Schule oder in den Märtplatz hinein zu verlängern. Anders gesagt, unsere Kreativität und unsere Teamfähigkeit zugunsten der heranwachsenden Menschen einzusetzen. Was fällt uns alles ein, die Schule (oder den Märtplatz) noch lebendiger, vielfältiger, fröhlicher, grosszügiger zu machen? Mehr Freiheit für die Entwicklung der Schüler und Lehrerinnen zu erreichen, mehr Respekt, mehr Vielfalt an Anregungen? Das Schul- wie das Ausbildungswesen ist eine saftige Weide. Darin ist ein Trampelpfad ausgetreten, auf dem wir meist dahintrotten. Die besten Kräuter finden sich aber weit abseits dieses Pfads. Verlassen wir doch den Trampelpfad! Fragen Sie einen Bergbauern: Der Sinn der Alpsommerung ist, dass die Jungtiere sich Kraft für den Winter holen und nicht, dass sie möglichst schnell auf den Kuhwegen herumrennen.

Auch sollten wir uns nicht dazu hergeben, als Fitnesstrainer den Ehrgeiz und das Konkurrenzdenken der Kinder anzustacheln. Sogar eine des idealistischen Überschwangs gewiss unverdächtige Disziplin wie die Neurobiologie erklärt uns, dass der Mensch von seiner Disposition her auf Mitmenschlichkeit ausgerichtet ist, nicht auf Konkurrenz und den Kampf ums Dasein.

Und schliesslich: Der Neoliberalismus ist kein Naturereignis. Er ist eine politische Unternehmung. Eine, die mit sehr viel Fortschrittsgetue durchgezogen wird. Wer aufmuckt, gerät in den Geruch, ein knurriger Hinterwäldler und Sozialromantiker zu sein. Der Neoliberalismus ist aber auch eine Unternehmung, die deutlich mehr Menschen schadet als nützt. Dieser Unternehmung muss auf der politischen Ebene gegengesteuert werden. Gegenwärtig wird der Zaun immer enger gemacht, der Raum unserer pädagogischen, sozialen und kulturellen Möglichkeiten kontinuierlich verkleinert. Wir sollen mit immer weniger Weideland immer fittere Esel abliefern. Die Landdiebe sitzen in allen politischen Gremien und Parteien. Wir müssen ihnen entgegentreten.

Die Unternehmung namens „Neoliberalismus“ wirbelt mächtig viel Staub auf. Wenn sich der etwas gelegt hat, bleiben ein paar Konzepte aus dem 18. oder 19. Jahrhundert zurück.

Hinter dem Diktat der Ökonomie etwa steht der Glaube, dass unter den Bedingungen des Marktes (genauer: wenn jeder Mensch nach seinen Interessen handelt) sich gleichsam von alleine, mit „unsichtbarer Hand“ das Glück aller Menschen einstelle. Ausgesprochen hat das zuerst einer der Säulenheiligen des Liberalismus, der schottische Moralphilosoph Adam Smith, in seinem gewaltigen Werk „Der Wohlstand der Nationen.“ Das Buch erschien 1776. Ganz falsch ist das nicht. Aber: Wer an diesem Markt nicht (oder nicht nicht) teilnehmen kann, also Arme und (in unserem Zusammenhang) werdende Menschen, werden dabei übervorteilt. Natürlich nehmen diese Gruppen ebenfalls teil, aber sie werden ausgebeutet, der „Markt“ funktioniert auf ihre Kosten.²

Hinter dem Diktat der Effizienz und der Konkurrenz schaut die Überzeugung hervor, dass das Leben ein Kampf ums Dasein ist, in dem nur die fittesten überleben. Das sitzt seit Darwin in den Köpfen fest. Dessen Buch „Die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl“ erschien 1859. Seinen Erkenntnissen wird kaum ein ernsthafter Naturwissenschaftler widersprechen. Aber die Idee, dass sie einfach unbesehen auf das Zusammenleben der Menschen übertragen werden können, wird von den Erkenntnissen neuerer Wissenschaften wie der Neurobiologie³ oder der Sozialphysik⁴ aufs Heftigste in Frage gestellt.

² s. dazu: Michael Schmidt-Salomon: Manifest des evolutionären Humanismus, Alibri Verlag, Aschaffenburg 2006, S. 106 ff.

³ s. z.B. Joachim Bauer: Prinzip Menschlichkeit, Hoffmann und Campe, Hamburg 2006

⁴ Mark Buchanan: Warum die Reichen immer reicher werden und Ihr Nachbar so aussieht wie Sie, Campus Verlag, Frankfurt/New York 2008

Hinter dem Diktat des Konformismus steckt der Gedanke, dass der angepasste Mensch der bessere Mensch ist. Dieser Gedanke dürfte spätestens seit den Gräueln zweier Weltkriege einiges an Überzeugungskraft eingebüsst haben. Schliesslich zeugt das Diktat des Professionalismus, soweit überhaupt argumentiert wird, von einem geradezu rührenden Glauben an Ausbildung.

Und mit diesem geistigen Rüstzeug sollen die Aufgaben unseres Jahrhunderts angegangen werden? Zum Beispiel das Problem, dass doch alle Menschen ein Recht auf ein ordentliches Leben haben. Oder dass wir immer besser Bescheid wissen über die Verschiedenheit der Kinder, die in unseren Schulen beisammen sitzen, und die nach ihren unterschiedlichen Begabungen und Interessen gefördert werden wollen. Gar so fortschrittlich dünkt mich da der Rückgriff auf weit über hundertjährige Konzepte eigentlich nicht. Wir müssen uns einmischen, diese Zusammenhänge zur Debatte stellen.

Was ich hiemit versucht habe.